



OST-WEST-EXPRESS.
KULTUR UND ÜBERSETZUNG

Schöne neue Sprache

Essays

Werner Creutziger

F Frank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur

Werner Creutziger Schöne neue Sprache

Ost-West-Express. Kultur und Übersetzung,
herausgegeben von Jekatherina Lebedewa
und Gabriela Lehmann-Carli, Band 10

Werner Creutziger

Schöne neue Sprache

Essays

F Frank & Timme
Verlag für wissenschaftliche Literatur

Umschlagabbildung: unter Verwendung der Fotografie neu & alt,
© marika/pixelio.de

ISBN 978-3-86596-346-8
ISSN 1865-5858

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2011. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch das atelier eilenberger, Taucha bei Leipzig.
Printed in Germany.
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

Inhaltsverzeichnis

Sprachkultur

Die fremden Wörter, die schnellen Helfer	9
Grammatik und Politik.....	23
Magazin-Deutsch	35
Das heutige Deutsch – ein fragwürdiges Angebot	39
Der Sprachensor	57
Schöne neue Sprache.....	65

Gedanken zum Übersetzen

Globale Literatur	77
Dostojewski neu übersetzen – welche Mittel bietet unsere Sprache?	89
Theorie des Übersetzens – was kann das sein?	97
Wertmaßstäbe	103
Fragwürdige Modernität.....	111

Wissen und Gesellschaft

Faust geht an die Börse	119
Herren der Erde.....	131
Das alte Haus der Sprache – „Geben Sie Gedankenfreiheit!“	143
Der Fortschritt und die sprachlichen Störfälle	151
Biographische Notiz.....	165

Sprachkultur

Die fremden Wörter, die schnellen Helfer

Der Leser verzage bitte nicht bei dem folgenden langen Satz. Sobald ich ihn zu Ende gebracht habe, will ich verständlich fortfahren. Also: Im Prozeß der sprachlichen Kommunikation sollte – und zwar primär von den Schreibenden mittels der Texte selbst – perpetuell, ja obstinat appelliert werden an die beim Informationsrezipienten zu supponierende, wenn auch oft in die bloße Latenz abgesunkene, zumindest tendenziell absinkende Kenntnis derjenigen dem Pool der tradierten stilistischen Praxis und der kodifizierten Grammatik zugehörenden Elemente, die speziell als Mittel subtilen semantischen Differenzierens fungieren können, was konkret besagt, daß der Autor ebendiese Elemente im Text opulent und präzise zu verwenden hätte, und zwar bei Supposition einer etwas höheren als der im jeweiligen Falle real zu vermutenden rezeptionsseitigen Akzeptanz, weil solcherart der Rezipient kontinuierlich durch die jeweils präsente Lektüre sensibilisiert wird für künftige, weil er also das Resultat kognitiver Anstrengung (die eben aus dem Appell an die momentan nicht voll disponiblen kommunikativen Patterns folgt) erfährt als additive Formierung von Sensibilität und damit von rezeptiver, ja überhaupt kommunikativer Potenz, und es liegt in der Spezifik kommunikativer Phänomene, daß eine Praxis nach dem beschriebenen Postulat, das primär auf individuelle Sensibilisierung zielt, sich notwendigerweise *à la longue* konstituiert als ein Prozeß der Stimulation von nicht mehr nur sprachspezifischem sozialem Konsens, ergo generell der Stimulation von sozialer Potenz. Bevor ich eine – notwendigerweise sehr freie – Übersetzung gebe, ein paar Worte zu den verwendeten Wörtern: Um der Mode willen war ich bestrebt, zwei heute unerläßliche (unverzichtbare?) Wortschmuckstücke (lexische Accessoires?) unterzubringen: Die „Akzeptanz“ hat ein wenig gewaltsam ihren Platz gefunden. Der „Prozeß“ kommt zweimal vor, beide Male in der üblichen, das heißt der überflüssigen Weise. Ein drittes, „Struktur“, nenne ich hier; ich überlasse es zum gefälligen Einbau dem mitspielwilligen Leser.

Und dies noch: Wer den endlosen Satz nicht verstanden hat, suche die Schuld nicht bei sich und nutze den Anlaß, auch sonst, wenn er solche sprachlichen Gebilde nicht versteht, die Schuld nicht bei sich zu suchen. Wer aber zum Sinn durchgedrungen ist, wird erraten haben, daß da mein Hauptgedanke

wiedergegeben ist. Ich habe also nicht Unsinn (Nonsense?) erfunden, sondern ich habe etwas, was mir am Herzen liegt, in einer Sprache auszudrücken versucht, die mir keineswegs am Herzen liegt. Wieder einmal leidet die Botschaft unter den Mitteln. Das Satz-Ungetüm macht mir meinen eigenen Gedanken fremd und unlieb. Der Satz besagt, soweit er das mit den verwendeten Mitteln kann, dieses: Die Sprache bietet Mittel feinen Unterscheidens. Aber wer redet, dem liegt sehr oft mehr am starken, sicheren, auch schnellen Bezeichnen als am feinen Unterscheiden. Darum kommen die Feinheitmittel leicht außer Übung. Es ist vornehmlich Aufgabe der Schreibenden, sie reichlich und vor allem genau zu gebrauchen. Nicht einmal angesichts dessen, daß die Feinheit wahrscheinlich in neunundneunzig von hundert Fällen unbeachtet bleibt, soll der Schreibende meinen, er werfe Perlen vor die Säue. Er soll bei den Lesern an Wahrnehmungsvermögen und gutem Willen ruhig ein bißchen mehr voraussetzen, als da ist. Die maßvolle Anstrengung beim Lesen bringt auf die Dauer einen Gewinn an Empfindlichkeit, und der bedeutet – wo es um Verständigung geht – einen Gewinn an Kraft. Sich in der Sprache üben, das heißt immer auch: sich über die Sprache hinaus um Übereinkunft in der Feinheit, der Genauigkeit bemühen. Es stärkt gleichsam die Gesellschaftlichkeit des Menschen.

Die beiden Fassungen unterscheiden sich im Ausdruck, im Stil. Wahrscheinlich mißfällt die erste Fassung wegen der vielen Fremdwörter. Doch ebenso wahrscheinlich stört an ihnen nicht die Herkunft aus einer anderen Sprache, sondern die Unverständlichkeit. Wagen wir's, an dieser Stelle schon zu sagen: Die Fragwürdigkeit des Fremdwortgebrauchs liegt – zumindest heute – gar nicht im Gebrauch von Wörtern fremden Ursprungs, sondern im Gebrauch von Wörtern und Wendungen und Formen, die zwar als Mittel einer Fachsprache einem bestimmten Menschenkreis verständlich, vielleicht zum Austausch innerhalb des Kreises zweckdienlich sind, die aber rücksichtslos auch dann gebraucht werden, wenn sie sich an Leser und Hörer draußen richten. Deutsche Wörter, die nur als Fachwörter vorkommen, oder auch allgemein gebräuchliche Wörter in ungewöhnlicher, fachsprachlich eingengerter oder verschobener Bedeutung sollten wir im gegebenen Zusammenhang ebenso zu den Fremdwörtern schlagen wie die meisten Abkürzungen. Demnach wäre beispielsweise „Abo“ gleich zweimal ein Fremdwort. Nach dieser Begriffsbestimmung müßten Wörter fremden Ursprungs die Fremdwörtlichkeit verloren haben, wenn ihr Sinn allgemein bekannt geworden ist. Man könnte sich auf diese Folgerung einlassen, sollte aber bedenken, daß solche

Kenntnis oft sehr fadenscheinig ist. Hier und heute, da jedermann schreiben und Zeitung lesen und Rundfunk hören und fernsehen kann, werden viel mehr Fremdwörter als etwa in der ersten Jahrhunderthälfte – und immer wieder neue – von Menschen gebraucht und an Menschen gerichtet, die von der Sprache, aus der die Wörter kommen, wenig wissen. So knüpft sich die Vorstellung vom Sinn eines Fremdwortes gewöhnlich an die Gelegenheiten, bei denen man es hört oder liest. Der Moderator ist der Mensch, dessen Stimme aus dem Radio sagt: „Hallo, Biggi in Mittweida, dich grüßt der Marko musikalisch mit ...“ und so weiter. Also hat das Wort etwas mit Popmusik zu tun. Man zweifelt jedenfalls nicht, es zu kennen. Was Ökologie heißt, na, das weiß doch jeder. Wer aber glaubt mir, daß es eben nicht Umweltschutz bedeutet, sondern seit hundert Jahren nüchtern jenen Zweig der Biologie bezeichnet, der sich sozusagen mit den Wohnverhältnissen der Lebewesen befaßt?

Rücksichtslos werden zwar nicht nur Fremdwörter gebraucht, doch sie sind gleichsam das klassische Mittel. Rücksichtslos – das kann heißen, daß der Sprecher oder Schreiber im Grunde gar nicht das Mit-Teilen im Sinn hat, sondern daß er eine Aufgabe bürokratisch mit den nächstliegenden Mitteln abarbeitet, und es kann heißen, daß er sich selber als besonders klug darstellen will. Um dieses Zieles willen bleibt die Mitteilung gar nicht selten auf der Strecke.

Vielleicht liest mancher den langen fremdwörtlichen Satz ganz anders. Ich denke da an ein paar kenntnisreiche Sprachwissenschaftler, die ich schätze und an deren Urteil mir läge. Gesetzt den Fall, daß ihr Blick auf meinen Fremdwörtersatz fällt, so möchte ich fast wetten, daß sie sich als Leser so fühlen wie die Forelle in klarem Bergbachwasser. Ein „Aha!“ am Ende scheint mir möglich, einfach als Zeichen, daß sie nun verstanden haben, was ich meine – verstanden dank dem, was ich immerhin als sanftes Zerrbild vorgeführt habe. Inhaltlich brauchten sie mir darum nicht zuzustimmen, und sie hätten Grund, tadelnd zu bemerken, daß ich im Ausdruck übertrieben hätte. Rücksichtslosigkeit indessen gäbe es weder auf der einen noch auf der anderen Seite. Wenn es stimmt (und es wird wohl stimmen), daß den einen mein Fremdwörtersatz schreckt und daß er dem anderen mit vertrautem Sprachwerkzeug aufwartet, so zeigt das abermals, daß es um das Fremdwort selbst gar nicht sehr geht, sondern darum, wer unter welchen Umständen im Mitteilungsvorgang wem gegenübersteht, mit welcher Haltung der eine spricht und mit welcher Art Bereitschaft und Verständnismöglichkeit der andere zuhört oder das Zuhören

verweigert. Die beiden Fassungen meines Beispiels sollen mehr belegen, als daß dem einen Nachtigallenschlag sei, was dem andern wie Eulenklang klingt.

Die fremdwörtliche Fassung brachte ich zustande, indem ich mich auf ein Rollenspiel einließ. Ich wollte möglichst viele Fremdwörter unterbringen und dachte deshalb an einen Leser, dem ich mich gerade mit einer solchen Rede-weise verständlich machen könnte. Dem Denkraster folgend, den ich mir als den seinen vorstellte, gelangte ich nebenher zu einem bestimmten Satzbau, wobei ich mir wieder erlaubte, ein wenig zu übertreiben. Womöglich hat mich der Rollenspielvorsatz sogar ein wenig jener Stringenz (= Schlüssigkeit) genähert, deren Fehlen mir anlässlich einer früheren Arbeit einmal ein Wissenschaftler in aller Freundlichkeit vorgehalten hat. (Nicht daß ich mich herausreden will, aber ich wähle meine Gegenstände zuallerletzt danach, ob sie sich stringent abhandeln lassen.) Wenn wir in der ersten Fassung meines Satzes ausnahmslos alle Fremdwörter durch deutsche Wörter ersetzen, stimmt die Sache nicht mehr in sich, also die Wörter stimmen dann nicht mehr recht zum Satzbau, ja womöglich zur Denkweise. Ungehemmter Fremdwortgebrauch und eine bestimmte Art, die Dinge zu betrachten, hängen offenbar eng miteinander zusammen. Zum Bild gehört aber auch dies: Der verstehenswillige Leser, der sich kopfschüttelnd von der fremdwörtlichen Fassung abgewandt hat, wird die zweite, die fremdwortlose Fassung nicht unbedingt gut finden. Zum Begreifen der Sache wäre sicherlich auch ihm hier und da ein gängiges Fremdwort bequemer; es helfe, den Inhalt sozusagen besser unterzubringen.

Heute ist die Sprache der Wissenschaftler der mächtige Vulkan, der die Fremdwörter gleich Gesteinsbrocken in die Niederungen schleudert. Wo sie nicht mehr bedrohlich groß und geballt vorkommen, sondern handlich, von der Zeit und von anderer Leute Gebrauch ein bißchen entgratet, da findet auch der Laie sie dienlich. Wer Sinn und Unsinn des Fremdwortgebrauchs erörtern will, muß sowohl den Krater ins Auge fassen als auch die Niederungen; vor allem darf er nicht viel Gegensatz zwischen den beiden Bereichen vermuten.

Die Wissenschaftler und mit ihnen alle, deren Sprachgebrauch sich überwiegend aufs gliedernde und sachlich zuordnende Benennen richtet, ziehen die Fremdwörter vor. In einer Gesellschaft, die der Wissenschaft einen hohen Rang zuerkennt, muß die Sprachhaltung der Wissenschaftler den allgemeinen Sprachgebrauch prägen. In den Zeitungen, im Rundfunk, in Fachbüchern, Schulen, Vorträgen, ja in Briefen und Gesprächen über alltägliche Dinge erweist sich das fremde Wort als schneller Helfer. Der Sprecher kann sich ohne viel Mühe als einer geben, der auf der Höhe der wissenschaftlichen Zeit steht,

na, wenigstens auf halber Höhe oder doch ein bißchen höher als die anderen; oder, wenn nicht immer gerade der wissenschaftlichen Zeit, doch wenigstens der Zeit, deren Erscheinungen man mit den Wörtern im Griff zu haben meint – im Begriff. Mit Fremdwörtern läßt sich – lieblos gegenüber den anderen – das Begriffenhaben gut vorspielen.

Warum aber ziehen die Wissenschaftler (samt einem gewissen Anhang, wie gesagt) die Fremdwörter vor? Der französische Naturforscher Georges-Louis Leclerc de Buffon hat geschrieben, der Stil, das sei der Mensch. Das hat man später ein bißchen umgedeutet zu dem Gemeinplatz, der Stil verrate den Menschen. Danach läge es nahe, vom fremdwörtlichen Stil auf die Wesensart dessen zu schließen, der ihn gebraucht. Zu einem Versuch in dieser Richtung scheint auch meine Vermutung anzuregen, daß der Fremdwortgebrauch und eine bestimmte Sicht auf die Dinge miteinander zusammenhängen. Da aber ist Vorsicht geboten. Ich bin sicher, daß der Zusammenhang von Sprach- und Sehweise gegeben ist, daß man aber vom fremdwörtlichen Stil keineswegs kurzerhand, nach Gefühl und Stimmung und ohne viel Wissen vom behandelten Stoff, auf die Wesensart des Verfassers schließen kann. Die Wissenschaftler machen heute einen Stand aus, der Millionen zählt, und das muß erhebliche Folgen für ihre Haltung gegenüber den Kollegen und den Laien haben – Folgen, die auch wir heutigen Laien längst nicht genug bedenken, so daß wir uns vom Wissenschaftler ein Bild machen, das in mancher wesentlichen Hinsicht veraltet ist. Die Ausdrucksweise des einzelnen kann über seine Wesensart schon deshalb nichts sagen, weil der einzelne überhaupt nicht frei ist in der Wahl der Ausdrucksweise. Nehmen wir sogar an, wir hätten einen Forscher vor uns, wie er im alten Buche steht: Mag das ein Forscher sein, der sich selber ein hohes, für die Menschheit wichtiges Ziel gesteckt hätte und, in höchstem Maße eigenwillig arbeitend, diesem Ziel unermüdlich zustrebte, so müßte er sich doch, wollte er das Erreichte den anderen Fachleuten mitteilen, trotz allem Eigenwillen derjenigen Mundart bedienen, die auf dem Marktplatz des Ergebnisaustauschs gerade vorherrscht. Schon mit geringer Vorstellungsgabe kann man sich ausmalen, wie der Zwang zu einem bestimmten Ausdrucksraster, den Eigenwillen mindernd, auf den Denkraster zurückwirkt.

Als Laie kann man manches nur vermuten; genauere Auskunft müßte von den Betroffenen zu erhalten sein. Aber können sie sich denn selbst das richtige Bild von sich machen, will sagen: Können sie, ausgesetzt weitgetriebener Arbeitsteilung und gleichermaßen weitgetriebenem Wettbewerb, mit ganzem Einsatz mittendrin bleiben und zugleich über ihr Tun und ihre Haltung als

jeweils nur eine verwirklichte Möglichkeit neben anderen, unverwirklichten Möglichkeiten des Tuns und der Haltung urteilen? Auch von ihnen werden wir darum nicht ohne weiteres erfahren, warum sie so und nicht anders sprechen und welchen Sinn die Fremdwörterei nun wirklich für sie hat. Auch hier, wie sonst in mancher Hinsicht, liegt unsere – der Laien – Hoffnung auf denen, die zwar dem Stande angehören, aber gleichsam die Standesgelübde mit Vorbehalt abgelegt haben und halb noch in unserer Welt, der Laienwelt, bleiben, was ihre Lage schwierig macht und dann und wann einen dazu bringt, dem Stande abtrünnig zu werden. Ich halte es nicht für einen Zufall, daß der Biochemiker Erwin Chargaff nicht nur die Fragwürdigkeit der Muster bloßlegt, nach denen sich üblicherweise der Wissenschaftler zur Natur (oder gegen sie) verhält, sondern auch dabei geblieben ist, in dem besonderen Sinne laienhaft, sagen wir „menschlich“ zu schreiben. Können wir auch umgekehrt schließen, daß die beharrliche Absicht, menschlich zu schreiben, zum beharrlichen Befragen, also auch zum Bezweifeln wissenschaftlicher Frageweisen beiträgt, und zwar zugunsten immer neuen Ausleuchtens der Wirklichkeit? Wenn wir so schließen können – und ich meine, wir können es –, so ist die Sprachhaltung, deren zwar nicht wesentlicher, jedoch auffälliger Ausdruck der maßlose Fremdwortgebrauch ist, schon verurteilt: Wo es übermächtig wird, schränkt das Fremdwort heute die erhellenden Möglichkeiten der lebendigen, der beziehungsreichen menschlichen Rede ein. Ich versuche, das zu begründen:

Daß die Gelehrten viele Fremdwörter gebrauchen, ist nichts Neues in der Geschichte. Vielleicht wiesen in früheren Jahrhunderten die Gelehrten, als sie immerhin begonnen hatten, die Sprache ihres Landes zu gebrauchen, mit lateinischen, griechischen und französischen Wörtern bewußt oder unbewußt über die Grenze des eigenen Fachs hinüber auf all die anderen Fächer und über die Grenze der eigenen Zeit zurück in frühere Zeiten, bis ins Altertum, auf eine Gesamtheit des Wissens und der Welt-Anschauung und auf eine große Gemeinschaft der Wissenden. Selbst zur Dichtkunst kann das fremde Wort die Brücke geschlagen haben – sein Latein hatte der Physiker wohl auch aus dem Horaz und dem Vergil bezogen. Daß schon damals vom Markt der Meinungen und Erkenntnisse ein gewisser Zwang zu bestimmten Formen ausging, ist sehr wahrscheinlich, und Getue und Gespreize haben gewiß ihre Rollen gespielt – je kleiner der Geist, desto heftiger der Wunsch, sich wenigstens mit Äußerlichkeiten, so auch dem Fremdwortgebrauch, hervorzutun.

Für den heutigen Wissenschaftsbetrieb mit seiner Macht über den einzelnen dürfte der Reiz des Fremdwortes vor allem darin bestehen, daß es weitge-

hend frei ist von, sagen wir, Verflechtung mit dem alltäglichen Leben – auch mit der Geschichte –, frei von Bezügen, die mit dem Gegenstand, den es in der wissenschaftlichen Arbeit bezeichnet, nichts zu tun haben. Dies scheint mir das Neue zu sein: daß es nun die besondere Dienstbarkeit des Entwurzelten hat. So wie die Herrscher des alten Türkischen Reiches in den Janitscharen, den gewaltsam Entwurzelten, eine besonders zuverlässige Truppe zu haben glaubten (daß er sich darin täuschte, erkannte mancher Sultan erst, wenn es für ihn zu spät war), so meinen die heutigen Wissenschaftler, daß die Fremdwörter hervorragend geeignet seien zu dem wertfreien Gebrauch, der zumindest in den sogenannten exakten Wissenschaften als Tugend gilt. Neu ist ferner, daß die Fremdwörter, von den Wissenschaften kommend, massenhaft in die Verständigung auch unter denen gelangen, die noch weniger wissen von der Herkunft der fremden Wörter und damit sozusagen von deren innerem Leben. Ich will den Nutzen des wertfreien Bezeichnens nicht bestreiten, und Fremdwörter verhelfen nun einmal schnell und billig dazu. Nehme ich hin, daß man von dem großen Ziel, das Friedrich Schiller die „Ausbildung von Menschheit“ nannte, worunter er wohl, im Gegensatz zum heutigen Sprachgebrauch, das mühsame Zutagefördern dessen, was dem Menschen gemäß ist, verstand – also, nehme ich erst einmal hin, daß man davon ein wenig abgestrichen, sich von der Höhe mehr auf die Breite und aufs Verwirklichbare umgestellt hat – ungefähr im Sinne einer Plankorrektur nach unten, die in den einzelnen Bereichen mehr Greifbares verhieß, und zwar auf Kosten des Zusammenspiels, der Güte des Ganzen –, dann muß ich zugeben, daß es gar nicht anders sein kann, als es ist. Auf der Ebene, die man nun zum Forschen und Bedenken gewählt hat, könnten wertende Wörter leicht zur verfälschenden Darstellung des Wirklichen führen, und das wäre schlimm. Ich bin aber sicher, daß das ständige Zurückgreifen auf die schnellen Helfer den Wissenschaftler, der heute zwangsläufig ein schmales, schmales Feld bearbeitet, nicht eben ermuntert, seinen Gegenstand auch einmal von einem anderen als dem vielfach erprobten Punkt aus zu betrachten und zu erörtern. Eine Haltung des Mitteilens, eine Ausdrucksweise, die ihr besonders geeignetes Mittel im beispielhaft wertfreien Fremdwort findet, hängt sicherlich eng zusammen mit der Neigung, die Fortschritte des Wissens und Könnens genau auf dem eingeschlagen Weg zu suchen und sich das Bezweifeln des Weges zu ersparen. Dabei kommt es im gegebenen Zusammenhang fürs erste nicht sehr darauf an, was von den beiden aneinander geknüpften Erscheinungen Ursache und was Wirkung ist. Wenn einer nach dem wertfreien Wort sucht, findet er es schnell